

## In den Bergklöstern Thessaliens

JEAN DÉCARREAU

Zwischen Antiochia und Aleppo in Syrien erheben sich in dem trostlosen Gebiet, das heute „Land der toten Städte“ heißt, vor den erstaunten Blicken des Reisenden die Reste einer bedeutenden Basilika aus dem 5. Jahrhundert. Dieses Bauwerk, eines der großartigsten jener Epoche, ward zu Ehren eines völlig ungebildeten Mannes namens Symeon († 459) errichtet, der wahrscheinlich über diese Ehrung sehr erstaunt gewesen wäre, wenn er von ihr hätte Kenntnis erhalten können.

Symeon war Mönch und verstand es wie viele seiner syrischen Mitbrüder, die Strenge der Aszese gelegentlich mit originellen Einfällen zu würzen. Nach verschiedenen ebenso heroischen wie fruchtlosen Versuchen entdeckte er schließlich seinen besonderen Beruf: er bezog Wohnung auf der oberen Fläche eines Säulenkapitells. Die Säule war zunächst nur wenige Meter hoch; in ihrer endgültigen Gestalt erreichte sie an die 20 Meter Höhe. Auf diesem wenig gemüthlichen Hochstand von zwei Metern im Geviert, der sich erheblich von dem Weihwasserbecken unterscheidet, in dem ihn die ikonographische Überlieferung versinken läßt, führte Symeon 37 Jahre lang das Leben eines Kontemplativen und Wundertäters. Weder die Unbilden des Sommers noch die des Winters bekümmerten ihn. Sein Beispiel wirkte ansteckend: In der ganzen Gegend und weit darüber hinaus begannen sich zahlreiche Säulen zu erheben, auf deren Plattform sich Männer, ja sogar Frauen auf Jahre hinaus ansiedelten.

Zweifellos lag der Idee des Säulenstehers (oder Styliten), wenn er sich so hoch über die Erde erhob, der Gedanke zugrunde, sich vor der frommen Zudringlichkeit der Besucher in Sicherheit zu bringen; sind diese doch immer zu Indiskretionen geneigt, sobald es sich um Wunderbares oder einfach um noch nie Dagewesenes handelt. Ebenso ist es wahrscheinlich, daß Symeon, während er sich anstrengte, wie eine Art heiliger Meteor zwischen Himmel und Erde schwebend seine Leibhaftigkeit abzustreifen, die Bahnen der Verwandlung beschritt, das heißt seiner „Verklärung“ (das griechische Wort „meteor“, der Schwebende, hat beide Bedeutungen). Noch heute wandeln die „Körperlosen“ in der Bergeinsamkeit des Athos auf den gleichen Wegen. Es ist die Freude an einem vollkommenen Leben in der Höhe, die die griechischen Mönche dazu trieb, sich in Klöstern, die „in der Luft hängen“ ((griechisch *metéora*), festzusetzen. Viele von ihnen erhielten den Ehrennamen eines Styliten, und mehr als eine Kirche ward zu Ehren der „Verklärung“ errichtet.

In Thessalien liegt, etwa in halber Höhe zwischen der Linie Athen-Saloniki gute 100 Kilometer nordwestlich der nicht unbedeutende Marktflecken Kalabáka, Endstation der Bahnlinie. An den Ufern des Salamvriás, des Peneos der Alten, hingebretet, führt Kalabáka ein friedliches Dasein. An die-

ser Stelle verschafft sich die Strömung des Flusses einen ziemlich breiten und kurvenreichen Durchgang durch die blau dämmernde Bergkette des Pindos. Nach Süden hin bietet die Bergwelt ein großartiges Schauspiel. Was aber vor allem die Aufmerksamkeit fesselt, ist das mächtig zerklüftete Bergmassiv von drei Kilometer Breite im Norden, das mehr als 500 Meter über die letzten Häuser von Kalabáka und die des näher bergwärts gelegenen Dorfes Kastrakion fast drohend überhängt. Von der Ebene aus wirkt es wie eine Bastion, die mit ihren Mauern und Türmen und phantastisch geformten Zinnen (durch jahrtausendelange Erosion gebildete Felszacken) den Himmel versperrt. Auf der Höhe dieser Felszacken unterscheidet das Auge mit Mühe winzig kleine Klöster. Wenn sich der Reisende einfallen läßt, diese Mauern des Abends zu ersteigen, dann ist es, als rückten die Steinriesen eng um ihn zusammen. Nachts, gegen das Mondlicht, narren die mächtigen, abgezehrten Gebilde mit ihren bizarren Formen die Einbildungskraft; und wehe, wenn sich jemand unterfangen wollte, sich ohne Licht und Führer in dieses Danteske Chaos hinauszuwagen! Er kann sicher sein, am bröckelnden Rand einer Schlucht den sicheren Boden unter seinen Füßen zu verlieren, und wenige Augenblicke nach dem Absturz würde sein Leichnam, noch ehe er erkaltet wäre, eine Beute der über den Felsklüften kreisenden Geier.

In dieser Thebais ganz eigener Art ließen sich in Nachahmung der syrischen Säulensteher um die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts Mönche nieder. Sie dachten, daß diese von der Natur geschaffenen Felsäulen sie vor den Räubern und vor frommer Zudringlichkeit zu schützen vermöchten. Sie lebten in Grotten und Hütten zerstreut; nur samstags und sonntags versammelten sie sich wie einst die ersten Mönche Ägyptens, um gemeinsam die Liturgie zu feiern. Die Kirche, in der sie zusammenkamen, und die zum Mittelpunkt der Mönchskolonie wurde, lag am Eingang des Gebirgspasses nahe dem heutigen Kastrakion am Fuß der Felsbastion von Dupiani.

Ein solcher Zusammenschluß von Halbeinsiedlern im Gebirge nach der Art, wie man ihn damals vielerorts, zumal auf dem Athos, pflegte, nannte sich eine Sketé (neugriechisch Skiti). Der Obere residierte in Dupiani. Offenbar gab es damals schon viele Heilige unter den Mönchen; denn Kalabáka hieß ursprünglich Stagi, und das übersetzte man (wenn auch etymologisch falsch): Weg zu den Heiligen. Dies geschah nach der offiziellen Zeitrechnung von Byzanz im Jahr 6670 seit Erschaffung der Welt (nach derselben Zeitrechnung starb Christus im Jahr 5508). Sagen wir also einfacher: im Jahr 1162 unserer Zeitrechnung.

Nicht ganz 200 Jahre später, im Jahr 1334, siedelten sich einige ausländische Mönche in der Gegend an, unter ihnen ein gewisser Athanasios, den sein „Greis“ Gregor, das heißt sein geistlicher Vater, begleitete. Sie waren Griechen und kamen von einer Sketé, die zum Kloster Iwiron auf dem Athos gehörte. Seeräuberische Einfälle, die ihre Gebetsstille störten, hatten sie von dort vertrieben. Nun hatten sie in Erfahrung gebracht, daß es in Stagi „Felsen hochragend und groß von Erschaffung der Welt an“ gäbe (Chronik der

Meteorklöster) und die nach einer andern Quelle, der „Historischen Denkwürdigkeit“, einen „wunderbaren Zauber ausübten“. Sie begaben sich an Ort und Stelle und entdeckten ihren Beruf als Styliten.

Athanasios war im Jahr 1303 geboren und damals erst 30 Jahre alt; aber er gewann rasch Einfluß. Mit einigen Gefährten nahm er Wohnung in den Höhlen eines Felsens, der einfach „Säule“ (stylos) hieß und bei Dupiani lag. Seine Lebensweise war äußerst einfach: während fünf Tagen in der Woche flocht er aus Leinenfäden „weibliches Tändelwerk“, das er auf dem Markt von Stagni verkaufte, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Seine große Armut schützte ihn indes nicht vor den Räubern. Eines Tages war eine Bande drauf und dran, den Felsen zu erstürmen, als ein gewisser Barlaam, ein kämpferischer Mönch, der offenbar zum Martyrium wenig Lust besaß, sie mit Steinen zurücktrieb. Von da an wechselte die kleine Gemeinschaft ihren Wohnsitz; sie ließ sich ganz in der Nähe auf dem Felsen des Prodomos (Johannes des Vorläufers) nieder, um schließlich auf dem „Breiten Stein“, der geräumigsten Felsbastion der Gegend, später „Großer Meteor“ genannt, Zuflucht zu suchen. Hier sollte das Kloster von der Verklärung entstehen.

Gregor, der geistliche Vater, konnte sich indes an die Lebensstrenge der Thebais nicht gewöhnen und verließ Athanasios wieder. Dieser nahm nach Gregors Weggang die Gemeinschaft in die Hand und unterwarf die 14 Brüder einer Regel mit gemeinschaftlichem Leben (somit wurden sie Zönobiten). Die Arbeit in den Weinbergen und auf den Feldstücken am Fuß der Felsen wechselte mit dem Beten der langen kanonischen Tagzeiten. Die Kost war einfach und karg, der Verkehr mit der Welt unterbunden. Wurden dem Kloster Kinder übergeben, so durfte man sie behalten; aber sie durften nicht in den weltlichen Fächern unterrichtet werden. Was die Frauen betrifft, so war ihnen der Zutritt voll Abscheu untersagt. Es war eine Grenze bestimmt, die Frauen unter keinem Vorwand überschreiten durften. Die Vorschrift ließ an Klarheit nichts zu wünschen übrig: „Sollte eine Frau selbst dicht an der Grenze Hungers sterben, so darf ihr doch kein Bruder etwas zu essen bringen“. Die Mönche unterstanden dem „Kathegumenos des ehrwürdigen und heiligen Klosters der allerreinsten Gottesmutter“ zu Dupiani. Zwei seiner Vorsteher waren zu jener Zeit bei den Mönchen berühmt: Nilos und sein Nachfolger Neophytes.

Neben ihrer sonstigen Berufseignung mußten die Mönche zur Gründung ihrer kleinen Felsklöster und einfach, um dort oben überhaupt existieren zu können, über ganz außerordentliche physische Kräfte verfügen. Wir machen uns heute nur schwer eine Vorstellung, was es bedeutete, am Fuß der Felsen die ersten Leitern anzubringen, um das Baumaterial in über fünfzig Meter Höhe zu den unzugänglichsten Stellen hoch ins Freie hinaus zu transportieren. Es scheint, daß die Männer Gottes dabei keine Furcht kannten.

Im übrigen fehlte es in der Mönchsüberlieferung nicht an ermutigenden Beispielen. Alle kannten wenigstens in ihren großen Zügen die Geschichte ihres Ahnen Symeon. Besser schon waren sie gewiß mit dem in Mönchskrei-

sen weit verbreiteten Werk eines gewissen Johannes vertraut, der Ende des 6., Anfang des 7. Jahrhunderts Mönch auf dem Sinai gewesen sein soll und wegen seines Buches Klimakos zugenannt wurde (klimax, die Leiter). Tatsächlich kannte die ausschließlich geistige und mystische „Leiter“ des Johannes Klimakos nur dreißig Stufen. Dennoch war sie nicht weniger steil, und ihr Besteigen gewiß zeitraubender als die höchsten Leitern der Meteorenklöster. Sie war so berühmt, daß sie sogar ein ikonographisches Motiv geworden ist. So kann man zum Beispiel auf dem Athos Fresken sehen, die eine Leiter darstellen, deren Fußende bei einem Kloster beginnt und deren höchste Sprosse in die Höhe des Paradieses reicht. Die ganze Leiter entlang sind Mönche mühsam im Aufstieg begriffen. Einige von ihnen erreichen mit Hilfe von Engeln ihr Ziel; andere verfehlen, von schrecklichen Teufeln herabgezerrt, die Sprosse und stürzen in die Hölle. Die mündliche Überlieferung der Meteorenklöster ist tröstlicher: wenigstens soll es nie geschehen sein, daß ein Mönch jemals beim Besteigen der materiellen Leitern einen Fehltritt getan habe.

Athanasios starb im Jahr 1382 und „hinterließ nicht weniger als neun Brüder“. Sein Nachfolger wurde Joasaph, Sohn des Simeon Urosch. Dieser Urosch war ein Bruder von Stephan Duschan, dem Großen Zar von Serbien, und verwaltete in Trikkala, ein Dutzend Kilometer von den Meteoren entfernt, sein bescheidenes Königreich Thessalien. Dies hinderte ihn indes nicht, sich im byzantinischen Stil „treugläubigen Kaiser und Autokrator der Römer (Byzantiner), Serben und aller Albaner“ zu nennen. Sein Sohn und Nachfolger Johannes entsagte dem Thron von Trikkala, um auf dem Athos und später auf dem „Großen Meteor“ Mönch zu werden. Er nannte sich Joasaph. Während Joasaph seinem Klosterberuf nachging, hörte er aber keineswegs auf, sich für das Land zu interessieren, das einst sein Königreich gewesen war. In einer Goldenen Bulle wird er „der heiligste und unter den Mönchen mehr als ehrwürdige Kaiser“ genannt. So erklärt sich die besorgte Anteilnahme der serbischen Fürsten und (wenn auch in geringerem Grad) der Kaiser von Byzanz, die dem serbischen Königshaus verbunden waren, an den Mönchen der Meteore.

Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an, also noch zu Lebzeiten des Athanasios, datiert das goldene Zeitalter der Mönchskolonie: es sollte nicht weniger als 150 Jahre dauern. 24 Klöster wurden auf den schmalen Plattformen der Felsbastionen errichtet. Sämtlich wurden sie, wenigstens zu Beginn, von den Obern von Dupiani verwaltet. In dieser Zahl sind die kleineren Aszeten- und Einsiedlergruppen nicht miteingerechnet, die allenthalben in dem Bergmassiv zerstreut lebten. Auch die 24 Klöster mußten wegen des Raummangels notgedrungen recht klein gehalten werden. Sie beherbergten keinesfalls so zahlreiche Mönchsgemeinden, wie sie zur gleichen Zeit auf dem Athos lebten. Die „schwebenden Klöster“ waren jeweils höchstens von zehn Mönchen bevölkert; aber sie waren gut dotiert.

Zwischen 1410 und 1420 nahmen die Türken nach ihrem entscheidenden

Sieg über die Serben auf dem Amselfeld in der Niederung von Kossow (1389) Thessalien für vier Jahrhunderte in Besitz. Entgegen allem, was man erwarten könnte, war diese Besetzung nicht drückend. Als kluge Politiker, die sie waren, begriffen die Sultane, daß es nicht ratsam war, den Klerus und die stets zu Unruhen neigenden Mönchsverbände gegen sich aufzubringen. Damit hätten sie nur die Griechen zu einer Annäherung an Rom getrieben, und die unausweichliche Folge wäre der Kreuzzug gewesen. So geschah es, daß die Bewohner der Meteore sich nicht nur wie die Athosmönche in Ruhe ihrem „engelgleichen Leben“ widmen konnten, sondern obendrein noch Vorteile und Vorrechte genossen. Von den Abgaben, die dem Pascha von Jánnina zu entrichten waren, scheinen sie nicht gleich zu Beginn der Eroberung getroffen worden zu sein. Es ist sogar auffallend, daß bei den Meteoren wie auf dem Athos das goldene Zeitalter gleichzeitig mit der türkischen Besetzung anhebt und daß die Klöster unter der Regierung Solimans des Prächtigen († 1566) ganz besonders bevorzugt wurden. Die albanischen Banden waren viel mehr gefürchtet. Kamen sie durch das Tal des Pindos gezogen, unterließen sie es nie, in den Klöstern Standlager zu beziehen. Der französische Reisende Pouqueville, der die Gegend zu Beginn des vorigen Jahrhunderts erforscht hat, erklärt, daß sie „unersättliche Schmarotzer“ und eine „Geißel der Mönche“ gewesen seien.

Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts kündigt sich der Zerfall an. Die kleinen Klöster sind fast alle verschwunden; die großen haben sie geschluckt. Und die großen liegen miteinander in erbarmungsloser Fehde, wie das selbst unter heiligen Leuten vorkommt. Es ist nicht etwa ein Streit um die wahre Form der Heiligkeit wie zur Zeit der großen Kämpfe um den Hesychasmus (die mystisch-quietistische Gebetsruhe), die im 14. Jahrhundert die Mönche des Athos entflammten. Nein, es ist schmutziger Streit um den Besitz von Zisternen, von Brennholz, von Landstücken, von Weinstöcken, von kleinen Gärten. Die reichsten und folglich die mächtigsten Klöster, die imstande sind, „den Regierenden Rahm und feinen Käse in den Mund zu schmieren“, drücken mit ihrem ganzen Gewicht auf die ärmeren. Die Obern des Großen Meteor, denen es um die Mitte des 15. Jahrhunderts gelungen war, den Obern von Dupiani das Igumenat (die Leitung des Klostersverbandes der Meteore) „mittels Geld und Einflußnahme auf die weltlichen Vorsteher“ zu nehmen, zeichneten sich dabei durch ihre Härte aus.

An einem hochheiligen Ostermontag gönnen die Mönche des Großen Meteor ihren Augen keinen Schlaf, bis sie nicht die geplante Untat vollbracht haben: Mit 40 Beilen bewaffnet, die Ärmel aufgekrempt und wie zu einem Kriegszug gegürtet, verwüsten sie, der Igumen voran, einen Garten, der den Brüdern des Nachbarklosters gehört. Um mit jedem fertig zu werden, scheuen sie sich nicht zu den „Richtern draußen“ ihre Zuflucht zu nehmen, das heißt zu den Türken. Und die Türken haben keine Hemmungen, sich nach der Größe der erhaltenen Geschenke ihr Gewissen zu bilden.

Im Jahr 1542 waren von den 80 Klöstern der guten alten Zeit noch ganze 14

übriggeblieben. Und auch diese Zahl ging noch zurück. Auf den meisten Felshöhen erlosch das Leben nach dem Evangelium. Die Felsgrotten leerten sich von ihren Heiligen. Das Pantokrator-Kloster (das Kloster des Allherrschers Christus) war in der Hand eines gewissen Strabotodori, Theodoros des Wahnsinnigen. Er lebte mit einer Frau zusammen, „die er heimlich bei sich hatte“ und die dann einer vertraglich gemieteten Konkubine weichen mußte. Dieser Mann übte an den heiligen Stätten ein wahres Terrorregime aus; denn, so versichert die „Historische Denkwürdigkeit“, „weder was die Frauen, noch was die Weinberge angeht, wagte ihm jemand die Stirn zu bieten“. Auf diese Weise gerieten mehrere Konvente in die Hand von Laien. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts dienten die Klöster, die fast alle leerstanden, als Gefängnis für die von den Türken Verurteilten und für die von den Patriarchen bestrafte Kleriker. Im Jahr 1776 lebte Bischof Gerasimos von Raschka in Serbien auf dem Großen Meteor in der Verbannung. Wenn man nach den Zellen urteilen darf, die im Dreifaltigkeitskloster noch heute gezeigt werden, so lebten die Verurteilten mit Ketten beladen in engen und dunklen Kerkern. (Nehmen wir an, daß die Ketten nicht eigens dahin geschafft worden sind, um die Besucher zu beeindrucken!)

Heute zählt der Gebirgszug der Meteore noch 7 Klöster, von denen einige leerstehen, ja völlig unzugänglich sind. Es sind dies: der Große Meteor oder Kloster der Verklärung, das Barlaamskloster, das Stephanos- und Dreifaltigkeitskloster, Russanu, Sankt Nikolaus Cophina und das Heimsuchungskloster (Hypapanti).

Während ihrer langen Blütezeit arbeiteten Künstler von Ruf auf den Meteoren. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) flüchtete eine große Anzahl von ihnen in die unbesetzt gebliebenen Randbezirke des Reiches. Sie hielten in der Verbannung ihrem orthodoxen Glauben um so mehr die Treue, als sie ihn mit gutem Recht für bedroht halten konnten. So bildet sich zwischen 1453 und 1669 eine neue Schule, die zweifellos einen Höhepunkt der nachbyzantinischen Kunst darstellt; diese wieder, das wird zu leicht vergessen, kann durchaus den Vergleich mit den andern großen Kunstperioden des Reiches aushalten. Während auswärtige Ikonenmaler ihren Brüdern unter dem türkischen Joch ihre Werke anboten, schufen „kretische“ Freskenmaler, wie man sie nannte, die ins besetzte Gebiet zurückgekehrt waren, auf dem Athos einen neuen, monumentalen Stil: nüchtern, gemessen, technisch vollendet und völlig in der Linie der Tradition. Wir nennen Theophanes, unbestritten ihr Meister, Antonius und Zorgi. Die Fülle ihrer Arbeiten auf dem Athos läßt leicht in Vergessenheit geraten, was sie in den Klöstern der Meteore geschaffen haben. Indessen hat Theophanes im Jahr 1527 hier seine Laufbahn begonnen. „Kreter“ malten 1545 und 1552 im Kloster der Verklärung und 1560 in Russanu. Ein anderer Kreter aus Theben, Frangos Katellanos, hat nicht nur wie die übrigen auf dem Athos gearbeitet, sondern auch 1548 und 1566 im Kloster Barlaam. In der Mitte des folgenden Jahrhunderts haben ortsansässige Maler, Nikolaus von Kala-

báka, Demetrios und die Brüder Alistos von Tríkkala die Kirchen der Meteore gemalt.

Das bedeutendste all dieser Klöster ist das der Verklärung oder Großer Meteor. Seine Plattform, ursprünglich „Breiter Stein“ genannt, ist mit 250 Meter Seitenlänge die geräumigste von allen. Auf ihr müssen das Klostergebäude, der Gemüsegarten und ein paar Bäume Platz finden. Auf der einen Seite fällt der Fels 534 Meter steil in die Tiefe, auf der andern sind es immerhin über 60 Meter Steilhang bis zur tiefen Schlucht, die das Kloster von der Straße trennt. Den einzigen Zugang ermöglichte ein ganzes System von Leitern, deren Überreste noch zu sehen sind. Für Lasten bediente man sich auch einer Winde, wobei man am herabhängenden Tauende eine hölzerne Plattform anbrachte. Ängstliche, für Schwindel Anfällige, wurden in einem Netz befördert. Pouqueville entnimmt in seiner „Reise nach Griechenland“ (Paris 1826) dem Brief eines englischen Reisenden, Holland mit Namen, der den Aufstieg im Netz mitgemacht hat, folgende Schilderung: „Wir befanden uns am Fuß des senkrecht in die Höhe steigenden Felsens. Ganz oben ragte ein Wetterdach aus Holz hervor, dazu bestimmt, das Seil mit dem Netz, in dem wir auffahren sollten, hochzuziehen und zugleich von der Felswand fernzuhalten. Wir sahen, wie dieses luftige Fahrzeug mittels eines Flaschenzuges herabgelassen wurde. Unser Tatar öffnete es und breitete einen Mantel aus, auf dem ich mich mit meinem Reisegefährten niederließ. Beim Verlassen des Bodens schloß sich das Netz und hüllte uns völlig ein: einer gegen den andern gedrückt, stiegen wir, nicht ohne eine gewisse Beklemmung, schnell empor: 200 Fuß in weniger als drei Minuten. In Höhe der Überdachung angelangt, zog man uns, eingepackt wie wir waren, in ein Gelaß, wo die Mönche das Netz öffneten und uns die Freiheit wiedergaben.“ Pouqueville selbst begnügte sich damit, „die Lage der Örtlichkeiten“ von unten in Augenschein zu nehmen. Er wollte, wie er betont, das gute Einvernehmen nicht trüben, das zwischen den Mönchen und dem „Satrapen“ von Jannina bestand, dem er verdächtig war. Nun, der Leser wird sich sein Teil denken! Inzwischen sind nach 1921 beim Verklärungskloster und den übrigen noch bewohnten Klöstern Treppen gebaut worden, die den Besucher zwar etwas außer Atem bringen, aber ohne jede Gefährdung benutzt werden können.

Von der ursprünglichen Gründung des Athanasios ist nicht viel übriggeblieben. Die 1387—1388 von Joasaph errichtete Kapelle bildet den ältesten erhaltenen Teil. Das Katholikón, die Hauptkirche, ein schöner klassischer Bau, stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts (1545—1552). Das Kloster hatte an die 50 Zellen, eine beachtliche Zahl, wenn man an die Raumnot dort oben denkt, und 4 Zisternen, um das Regenwasser aufzufangen. Die Bibliothek ist nur mehr eine Erinnerung, nachdem ein Bruder Koch die Handschriften dazu verwandt hat, das Feuer mit ihnen anzuzünden. Die wenigen Werke, die der Hand dieses frommen Vandalen entgangen sind, befinden sich heute zu Athen in Sicherheit.

Frauen war bis vor kurzem der Zutritt zum Verklärungskloster nach der alten Regel des Athanasios untersagt. Als sich eines Tages eine Gruppe meiner griechischen Freunde, unter ihnen eine Reihe durchaus ehrenwerter Damen, zur Besichtigung des Klosters einfand, wurde ihnen mit einer an die Heldenzeit des Mönchtums erinnernden Höflichkeit erklärt: „Sie glauben wohl, Sie seien bei den Folies Bergère, daß Sie Frauen hierher mitbringen!“ Wahrscheinlich war das leider das einzige, was der brave Mönch von Paris wußte! — Heute sind Frauen wie Männer in der kleinen Gaststätte zugelassen, die vom griechischen Touristenamt mit großen Kosten und großer Mühe eingerichtet worden ist; mußte doch alles eine eindrucksvolle Reihe von Leitern hinaufgeschafft werden. Man findet in der Gaststätte wie überall im Orient für Männer und Frauen getrennte Gemeinschaftsräume in bestem Zustand, eine schlichte, aber ordentliche Verköstigung, Eis, das von Trikkala bezogen wird, und elektrischen Strom, der trotz krampfhafter Zuckungen ausreicht; endlich untadelig saubere und funktionierende Toiletten und Duschen. Meine alte Erfahrung mit Klöstern der Ostkirche stand einfach Kopf. In Wirklichkeit haben die drei Mönche, die die ganze Klostergemeinde bilden, keine Berührung mit den Besuchern. Hochbetagt, gebeugt und in Lumpen gehüllt, kommen sie verschlafen daher. Obwohl die Pilger in friedlicher Absicht nahen und (selbst das falsche englische Ehepaar, das sich an dieser heiligen Stätte nicht sehr wohl fühlte) nicht daran denken, das Verklärungskloster in eine Art Folies Bergère zu verwandeln, hatte ich den Eindruck, als ob die Mönche das Eindringen der Weltlichkeit auf ihre Höhen mit einer eher feindseligen Teilnahmslosigkeit betrachten. Ja, diese heiligen Männer lassen sich ganz hübsch bitten, bis sie die schönen Fresken ihrer Hauptkirche zeigen, obwohl von diesen Besuchen für sie doch auch etwas abfällt.

Enger zusammengedrängt als sein Nachbarkloster und 40 Meter höher gelegen erhebt sich in Bogenschußweite dem Verklärungskloster gegenüber in 574 Meter Höhe das Barlaamkloster. Es ist zur Erinnerung an jenen wackeren Gefährten des Athanasios errichtet, der sich, nachdem er jene Räuberbande vertrieben hatte, in die sogenannte Drachengrotte am Fuß eines ragenden Felsens zurückzog, um schließlich auf die Felshöhe selbst hinaufzuziehen, wo er die Kirche der Drei Hierarchen errichtete (das heißt der Heiligen Basilios, Gregorios von Nazianz und Johannes Chrysostomos). Es scheint, daß dann später, im Jahr 1517 oder 1518, zwei Brüder, Nektarios und Theophanes, aus dem vornehmen Geschlecht der Apsarades von Jännina diesen „breiten, luftigen und stillen“ Felsen entdeckten. Sie nannten ihn Barlaam und nahmen auf ihm Wohnung. 1536 bauten sie das Kloster neu auf, errichteten 1548 die Allerheiligenkirche und stellten die der Drei Hierarchien wieder her. Ihr Kloster zählte 25 Zellen, 4 Zisternen, einen Aufzug für Lasten und ein Leitersystem von 95 Treppen. Die kürzeste der Leitern begann am Grund der Schlucht und maß 80 Meter Höhe.

Hat man diese Schlucht durchschritten, so steht man heute vor einer



Treppe, die kaum höher oder steiler ist als die des benachbarten Klosters von der Verklärung. Aber wenn man photographieren will, muß man sie öfter erklettern als einem lieb ist; denn bei den ersten Besuchen erreicht man nichts. So freundlich sonst auch der Empfang durch die Mönche ist, in gewissen Punkten lassen sie nicht mit sich reden. Indes muß man im Orient — und jedes griechische Kloster ist ein Stück Orient — wissen, daß sich jeder abschlägige Bescheid durch die allmähliche Wirkung eines Gesprächs, einer Zigarette und des türkischen Kaffees aufweichen läßt. Glücklicherweise traf ich im Barlaamkloster auf einen Pater Igumen von heiterer Gemütsart. Die Zigarette im Bart, saß er auf einem Haufen von Maiskolben, die er eben auskörnte, und schien ganz zufrieden, sich die Zeit mit einem Besucher zu vertreiben. Schließlich erlaubte er mir so ziemlich alles zu tun, was ich wollte. „Da Du Dich für die Fresken interessierst, bleib doch hier und werde mein Nachfolger als Igumen!“ Er lachte schallend, als ich ihm erwiderte, daß er noch recht jung sei und meine Geduld, auf seinen Thron zu warten, schnell ein Ende finden würde. Außerdem hätte ich von Beruf und Neigung wenig Lust, das Igumenat, und wäre es das orthodoxe, anzustreben. — Doch fürs erste hatte ich nun alle Muße, seine Fresken zu bewundern. Ich mußte freilich wieder einmal mit Bedauern feststellen, daß sie auch hier gegen Ende des 18. Jahrhunderts (nämlich 1788) übermalt worden waren.

In der Nebenkirche der Drei Hierarchen, deren jetziger Zustand auf das Jahr 1627 zurückgeht, bleibt der Besucher vor einem Fresko stehen, das den Heimgang des heiligen Ephrem, eines in den griechischen Klöstern hochverehrten syrischen Mönches, darstellt. Der Bildaufbau ist im wesentlichen eine Nachbildung der klassischen Dormitio der Allerseligsten Jungfrau: auf ein Paradebett hingelagert der Leichnam, den zahlreiche Trauernde umstehen. Ringsherum sind in den von der Felswand gebildeten Medaillons Züge aus dem Leben des Heiligen dargestellt. Eine von ihnen zeigt ihn hoch auf einer Säule stehend, ein Zug, der völlig unhistorisch ist. Denn Ephrem starb 373, das sind fünfzehn Jahre vor der Geburt Symeons, des Erfinders der Säulensteher-Aszese. Die Styliten der Meteore folgten einfach einer ikonographischen Überlieferung: sie wußten den Heiligen nicht besser zu ehren, als indem sie ihm ihre eigene aszetische Sonderleistung zuschrieben.

Östlich vom Barlaamkloster bewohnen noch immer zwei armselige Nonnen das Miniaturkloster Russanu, das gleichfalls nach der Verklärung benannt ist. Es ist auf einem alleinstehenden, nicht sehr hohen Felsen gelegen. Hier ist das Auf- und Absteigen selbst für diese zwei Frauen, wenn sie sich einmal hinauswagen sollten, kein gefahrvolles Unternehmen. Man scheidet traurig von ihnen. Man spürt, daß sie die letzten sind, die am Klosterleben festhalten. Ihr völlig untätig dahinwelkendes Leben scheint ganz von Verzicht und Ergebung gezeichnet, und man hat den Eindruck, als wüßten sie nicht einmal die paar Fresken aus dem 16. Jahrhundert zu schätzen, deren Hüterinnen sie sind.

Das Stephanoskloster im Südwesten des Bergmassivs ist am leichtesten zu erreichen: Man braucht nur eine weitgestreckte Böschung zu ersteigen und gelangt dann zu der Zugbrücke, die über eine 30 Meter tiefe Schlucht geworfen ist. Das Stephanoskloster ist nicht eigentlich auf einem Felszacken, sondern auf einem Vorgebirge von 7500 Quadratmeter Oberfläche errichtet, einer für die Meteore beträchtlichen Ausdehnung. Seine Terrasse beherrscht das zu Füßen liegende Kalabáka. Von hier oben bietet sich ein wunderbar weites, farbenprächtiges Bild: der Blick auf die Bergkette des Pindos und das Tal des Peneiosflusses. Der Gast wird mit den üblichen Förmlichkeiten empfangen: dem Glas frischen Wassers, den lukumes und dem glikó (ausgezeichneten eingemachten Früchten). Die großen, leeren Räume, die wir besichtigen, zeigen deutliche Spuren des Zerfalls. Das Katholikón, eine Kirche in der Form des griechischen Kreuzes (1536 erbaut und 1798 restauriert), erinnert mich mit ihren Kuppeln und muschelförmigen Seitenanbauten an die Kirchen auf dem Athos. Das Kloster ist das älteste der noch bestehenden: eine Inschrift erinnert an seine Gründung im Jahr 6700 seit Erschaffung der Welt, das ist 1192. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts verdankte es einen Großteil seines Wohlstandes der Gunst des Kaisers Andronikos III. Palaiologos und den serbischen Fürsten, die nach ihm über Thesalien geboten. Einer dieser Wohltäter, Antonios Kantakuzenos, ließ das Kloster im Jahr 1404 wiederaufbauen. Die schlecht unterhaltene Bibliothek zählt noch 72 Handschriften. Die Schatzkammer enthält liturgische Gewänder und Geräte aus dem 17. Jahrhundert. Ihr wertvollstes Stück ist eine berühmte Reliquie: der Finger Johannes des Täufers, mit dem er die Volksscharen auf den Herrn hinwies. Ich öffne meine Augen und schließe meinen kritischen Verstand und verehere gebührend. Ich habe im Orient bereits mehrere Exemplare des gleichen Fingers gesehen, besonders den in Watopédi. Wenn man sich in diesem Wunderland religiösen Gefühlen überläßt, dann darf man sich in Punkto Reliquien über nichts wundern.

Das Kloster, auf dem ich am liebsten und längsten verweile bin, ist das 1458 gegründete Dreifaltigkeitskloster. Es ist von allen am höchsten gelegen. An Fläche stehen ihm an dem einen Hang 400 Meter, am andern keine 50 zur Verfügung. Es ist gewiß eines der ärmsten: die dünne Schicht pflügbaren Bodens, die die 600 Quadratmeter bedeckt, läßt einen einzigen Olivenbaum, der sehr launenhaft Früchte trägt, und eine großartige Zeder gedeihen. Aber die Felsbastion, auf der das Kloster sich erhebt, ist äußerst regelmäßig geformt; sie fällt steil ab und erhebt sich, völlig isoliert, wie ein einsamer Turm über die benachbarten Schluchten: das vollendete Beispiel einer Stele.

Der Igumen Anthimos ist mit der Leitung seiner Mönche nicht überlastet: ihm untersteht nur ein einziger Bruder. Er hat also Zeit genug, seinen Gästen die in ihrer Schlichtheit immer wieder ergreifende Tugend monastischer Gastfreundschaft zu erweisen. Er empfängt uns in seiner Zelle, will sagen in seinem Zimmer. Denn dort thront wahrhaftig ein Eisenbett mit

einem mächtigen Federdeckbett darauf. Unwillkürlich kommen mir liebevolle Gedanken: ich muß an die unbequemen Holzbetten denken, die ich im Athos und anderswo zu spüren bekam. Sollte man auf den Meteoren lax geworden sein? In Wirklichkeit ist es so, daß Pater Anthimos unter seiner abgetragenen Kutte vom Krieg her ein verletztes Bein mit sich herumschleppt. Er wurde in jenen Jahren von einer Kugel verwundet, wo die Leute der Widerstandsbewegung in den Grotten eine untrügliche Zuflucht und bei den Mönchen verschwiegene Helfer fanden. Das weiche Bett war also mehr als entschuldigt. Im übrigen warteten in einem nahen Zimmer, fein säuberlich mit einer rosanen Decke überzogen, die berüchtigten Holzbetten — zur Verfügung der Gäste.

Der Pater Igumen führt mich durch eine Art hölzernen Kreuzgangs, der sehr verfallen wirkt, in sein Katholikón (erbaut 1476) und eine dem Vorläufer geweihte Nebenkirche, einem Rundbau aus dem Jahr 1682. Die Fresken des Katholikón sind wertvoll, aber stark rauchgeschwärzt. Die Bibliothek befindet sich in der Nebenkirche: 50 alte, wertlose Bücher bilden auf einem Tisch einen regellosen Haufen und verschimmeln in aller Ruhe; denn niemand rührt sie an; der Igumen schon gewiß nicht.

Auf der Terrasse birgt eine hüttenartige Kapelle die Toten des Dreifaltigkeitsklosters. Viele sind es nicht: ein halbes Dutzend Schädel auf einem Brett aufgereiht. Am Boden Holzkästen nicht viel größer als ein Soldatenkoffer mit den Resten der Gebeine. Eine Aufschrift mit weißer Farbe: „Gebeine des heiligen Mönches X.“ Denn es ist bei den orientalischen Mönchen Brauch, die Leichen nur zwei bis drei Jahre in der Erde zu lassen. Wenn man sie genügend verwest glaubt, öffnet man das Grab, zerbricht das Skelett und verschließt die Knochen in dem kleinen Kasten. Früher war das selbst bei den Laien üblich. Noch heute ist auf dem kleinen städtischen Friedhof von Kalabáka eine Ecke den Totenkästen der Einwohner vorbehalten: Mehr oder weniger eingedrückt sind die Kästen dort wie Mülltonnen während eines Streiks — in wüster Unordnung und einem widerlichen Gestank — übereinandergestülpt. Während wir diese Entdeckung machten, sprang eine Gruppe von Kindern, von dem schaurigen Anblick keineswegs beeindruckt, fröhlich in der Nähe der Totengebeine herum!

Bei den Meteorklöstern wie in ganz Griechenland macht das Klosterwesen zur Zeit eine ernste Nachwuchskrise durch. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts berichtete Pouqueville noch von rund 40 Mönchen, die von ebenso viel „Bursen“ lebten: 12 zur Verfügung des Pascha von Jannina und 10 zu der des Patriarchen von Konstantinopel. Im Augenblick sind nicht mehr als ein Dutzend Mönche übrig, die Igumene mit einbegriffen. Die meisten von ihnen sind alt. Drei leben auf dem Großen Meteor, vier im Barlaamkloster, zwei im Dreifaltigkeitskloster, drei im Stephanoskloster; dazu die zwei Frauen in Russanu. Der Abendländer ist versucht, über diese Leute hart abzuurteilen, die ohne rechte, greifbare Arbeit, ohne geistige Interessen, ein-

sam und von allem entblößt, in einer täglich wiederkehrenden Monotonie wie in einer vagen Erwartung leben. Wie kann man solcherweise die Langweile des Alltags ertragen? Dem Abendländer bleibt das unbegreiflich. Aber seine Auffassung von Arbeit und Leistung hat im östlichen Mönchtum keinen Kurswert. Unwissend und untätig, sozusagen einer unbestimmten Erwartung ausgeliefert und, wie man hört, in ihren mitbrüderlichen Beziehungen recht eigensinnig, genügt es diesen östlichen Mönchen, auf allereinfachste Weise zu leben und auf ihre Weise zu beten, das heißt aber mit einem Sinn für das Wunderbare, den wir verloren haben. Sie beten an diesen Orten, die durch jahrhundertealte Heiligkeit geweiht sind. Sie beten in der nie unterbrochenen Tradition der Väter.

Gewiß, sie sind Mönche. Aber vielleicht sind sie noch mehr einfach Zeugen einer Vergangenheit voller Zauber, die sie weiterzugeben suchen, so gut sie es können. Sie haben nichts und begehren wenig. Wenn sie von ihrer Felshöhe aus der Ebene einen ungerührten und nie vom leisesten Zweifel getrübbten Blick schenken, der Ebene, wo die Menschen im Städtchen Kalabáka ihrer Arbeit nachgehen, dann denken sie beim Anblick dieses Ameisenhaufens wohl, daß diese ganze Geschäftigkeit reichlich sinnlos ist. Sie, die Mönche, haben im Gleichmut von Leib und Seele die Weisheit gefunden, die ihnen genügt<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Soweit der Aufsatz von J. Décarreaux den Athos berührt, erfährt er eine wertvolle Ergänzung durch zwei Werke, die soeben erschienen sind, die aber auch zum Verständnis des gesamten östlichen Mönchtums beitragen können: *P. Chrysostomus Dahm*, Mönch der Abtei Maria Laach (in Zusammenarbeit mit P. Ludger Bernhard), *Athos, Berg der Verklärung*, ein großformatiger Bildband mit einer Fülle von z. T. farbigen Aufnahmen. (228 S.) Offenburg/Baden 1959, Burda-Verlag. Ausgabe A (ohne Schallplatte) DM 29.—; Ausgabe B (mit Schallplatte) DM 35.—. Franz Dölger bezeichnet in seiner Einführung den Athos als den „Kulturschutzpark der östlichen Christenheit“; er ist es genauer für das östliche Mönchtum. Die deutschen Mönche, die hier vom Athos sprechen, sind nicht als flüchtige Touristen oder Reporter dort gewesen; vielmehr sind sie lange auf dem Heiligen Berg verweilt und haben sich mit Ehrfurcht in das Leben der Athosmönche versenkt. Die 160 Bilder des Bandes sind aus 7000 Aufnahmen, die sie gemacht haben, ausgewählt. Ihnen geht ein lebendiger Reisebericht zur Seite. Gleichzeitig erhält der Leser wichtige Aufschlüsse über die Geschichte der Athosmönche, über ihre Gebetsweise, ihren Gesang (von dem die Schallplatte einen Eindruck vermittelt), den Niedergang der Ikonenmalerei und Athosliteratur, schließlich auch praktische Hinweise für Athosreisende.

*Archimandrit Sophronius: Starez Siluan, Mönch vom Heiligen Berge Athos. Leben — Lehre — Schriften.* (352 S.) Düsseldorf 1959, Patmos-Verlag, Ln. DM 24.—. Starez Siluan, Sohn eines russischen Bauern, kam 1892 auf den Athos, wo der einfache, unstudierte Mönch durch seinen frommen Wandel und seine Weisheit zu Ansehen kam. Er starb 1938. Einer seiner Jünger schildert im vorliegenden Band sein Leben und seine Lehre, die weit hin mit der des überlieferten östlichen Mönchtums zusammenfällt. Leider weiß Sophronius nur wenig konkrete biographische Züge mitzuteilen. Er selbst, der in Paris Theologie studiert hat, widersteht nicht der Versuchung, die schlichten Worte des Starez mit gelehrten Kommentaren zu begleiten, die uns zum Teil anfechtbar scheinen. Immer da, wo Siluan selbst zu Wort kommt, sind es schlichte, tiefe Gedanken, die an die Philokalie oder die Nachfolge Christi erinnern. Eine auch für Katholiken wertvolle geistliche Lesung, die uns zum Bewußtsein bringt, welche Gnaden der östlichen Christenheit geschenkt sind, und die das Verlangen steigert, daß der Tag der Wiedervereinigung nicht mehr ferne sein möge. Einiges Mißverständliche, wie z. B. die Wendung, „die Gnade verlieren“ statt „die fühlbare Tröstung der Gnade verlieren“, wird der verständige Leser richtig verstehen. Willkommen wäre der Hinweis, wann und aus welchem Anlaß die im 2. Teil mitgeteilten Schriften entstanden sind. (F. Hillig SJ)